

## Die Fotobefragung als projektives Erhebungsverfahren

Wuggenig, Ulf

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Sammelwerksbeitrag / collection article

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Wuggenig, U. (1989). Die Fotobefragung als projektives Erhebungsverfahren. In H.-J. Hoffmann-Nowotny (Hrsg.), *Kultur und Gesellschaft: gemeinsamer Kongreß der Deutschen, der Österreichischen und der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie, Zürich 1988 ; Beiträge der Forschungskomitees, Sektionen und Ad-hoc-Gruppen* (S. 814-817). Zürich: Seismo Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-145656>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

„Österreicher“ am stärksten in der Kronenzeitung vertreten war, gefolgt von Kurier und Presse und, weit zurückliegend, am geringsten bei der sozialistischen Arbeiterzeitung. Die AZ wiederum setzte öfter den Typus des Parteigegners, also des ÖVPLers ein, wobei sie als einzige Zeitung oft den ÖVP-Typus als Frau darstellte, was im umgekehrten Fall nie geschah: Das Bild des SPÖ-Typen ist stärker stereotyp als das des ÖVPLers. Doch erst bei einer genauen Betrachtung der Gestaltung, also der Visualisierung wird klar, weshalb: Der ÖVPLer wird vom Bild her ähnlich dem Typus „Österreicher“ gezeichnet, was erklärt, warum die AZ als einzige Zeitung in der Typisierung zum Mittel der Verfremdung mittels Frauenrolle griff. Speziell in der Presse wurde andererseits die stärkste visuelle Ähnlichkeit zwischen dem ÖVP-Typus und dem Österreicher-Typus gezeigt. Der SPÖler unterschied sich nicht nur durch die Rollendarstellung (Prolet), sondern auch durch den Strich: er war meist spitz, eckig, schlacksig, mager, während der ÖVPLer, gleich wie der typische Österreicher dicklich, rund, jovial gezeichnet wird. Die Stereotype des SPÖlers hält sich entgegen der Wandlung der Mitgliederstruktur dieser Partei und ihrer politischen Stellung im Land. Stereotypen wie die des „Kapitalisten“ wurden durchwegs ähnlich karikiert, allerdings überraschend selten, wobei die AZ den Spitzenreiter darstellt und die Presse sich an diesem Typus am wenigsten engagiert.

Ähnliches zeigte sich beim Einsatz verschiedener Symbole, sei es alleine oder in Verbindung mit Typen oder Personen (als Personen wurden identifizierbare Persönlichkeiten bezeichnet, im Gegensatz zu reinen Typen).

Fast 19% der untersuchten Karikaturen (2855) zeigten Symbole, die entweder relativ eindeutige Zeichen waren oder symbolische Ereignisse bzw. Tätigkeiten darstellten (Tiersymbol, Raketen, Rennen/Sport, Karren/Wagen, Essen/Trinken, Radio/TV, Stuhl/Thron, Wasser/Flut usw.). In der Gestaltung zeigten sich dann einige Unterschiede, welche aufgrund der quantitativen Vergleiche nicht sehbar wären. Trotzdem schafft die Übersicht, welcher Autor in welchem Medium bevorzugt welche Symbole einsetzt usw., eine brauchbare Information. Allerdings ist dann aber eine qualitative Interpretation eines speziell begrenzten Bereichs notwendig, um Tiefenstrukturen bzw. Hintergründe (Symboldeutung) interpretieren zu können (z.B. Nuancierung der ideologischen Position im West-Ost-Verhältnis, Antikommunismus usw. oder auch im innenpolitischen Bereich das Verhältnis zwischen den beiden Grossparteien SPÖ und ÖVP. Hier ist der Wandel des Feindbildes in eines vom politisch mehr oder weniger akzeptierten Opponenten auffällig: Die rote Katze existiert nicht mehr!)

## Die Fotobefragung als projektives Erhebungsverfahren

Ulf Wuggenig (Lüneburg)

Wie am Beispiel der frühen Jahrgänge des American Journal 1896-1916 gezeigt wurde, spielte die Fotografie um die Jahrhundertwende in unserer Disziplin noch eine gewisse Rolle. Obwohl Bilder in der sozialen Wirklichkeit seitdem

immer wichtiger geworden sind, begannen sich erst in den 70er Jahren Soziologen wieder für die Fotografie als Hilfsmittel der Forschung zu interessieren.

Die wichtigsten Impulse kamen aus der Anthropologie (Bateson, Mead), wo der Schwerpunkt des Einsatzes der Kamera bei der Unterstützung von Beobachtungen liegt. Collier hat allerdings auch eine auf Fotografien gestützte Befragungstechnik entwickelt, die in der Literatur als '*Fotoelizitation*' bzw. als '*Fotointerview*' bezeichnet wird. Die Grundidee dabei ist, Fotografien als 'Schlüssel zum Unsichtbaren' einzusetzen, also als Mittel für die Eröffnung des Zugangs zu den subjektiven Bedeutungen und Werten, mit denen die objektive Kultur geladen ist.

Bei dieser Technik der Erschliessung der 'Innensicht der Kultur' werden zunächst Bilder, z.B. des Milieus von Zielpersonen hergestellt und dann in nachgehenden Befragungen verwendet. Trotz der positiven Erfahrungen mit der Fotoelizitation beschränkte sich der Rückgriff auf die Fotografie in Soziologie und Anthropologie bisher weitgehend auf die Aufzeichnung der objektiven Kultur. In der Literatur fanden sich überraschenderweise auch keine Hinweise auf Versuche, Zielpersonen nicht nur als *Modelle* für *Dokumente* oder *Illustrationen*, als Personen, die Forschern *eigene Bilder zeigen*, oder (wie bei Collier) als Personen, die auf *visuelle Vorgaben* durch die Forscher reagieren, einzubeziehen, sondern als *Akteure*, die im Rahmen des Forschungsprozesses *selbst fotografieren*. Dies kann mit dem Gegenstandsbereich der Anthropologie (oft 'fotofreie' Kulturen) und mit der engen Anbindung der visuellen Soziologie an diese Nachbardisziplin erklärt werden, aber auch mit dem in der Mead-Schule vorherrschenden professionellen Fotografieverständnis. Andererseits finden auch diejenigen, die nicht an die wissenschaftliche, sondern an die ästhetische Sozialfotografie bzw. die Concept Art anknüpfen, Traditionen vor, in denen ausschliesslich aus der Aussensicht des Beobachters fotografiert wird.

Die Fähigkeit zu fotografieren ist in unserer Kultur mittlerweile aber so weit verbreitet, dass es möglich erschien, einen entsprechenden Versuch ohne jede Vorselektion nach fotografischer Kompetenz zu unternehmen. Er fand im Rahmen einer im norddeutschen Raum angesiedelten DFG-Studie über Lebensformen in der sozialen Peripherie ('Lebenswelt und Biografie von Jungarbeitern') statt. Die Fotobefragung wurde mit 15 nach einem Quotenverfahren ausgewählten Zielpersonen (20-22 Jahre, ungelernt) beim dritten Forschungskontakt (milieubiographischer Ansatz) durchgeführt.

Aus Studien über die Amateurfotografie war die starke soziale Strukturierung der fotografischen Praxis bekannt. Um die unübliche Orientierung auf das Nicht-rituelle, Alltägliche und Vertraute zu erleichtern, wurden die Zielpersonen ersucht, eine ausseralltägliche (wenn auch nicht unrealistische) Rolle zu übernehmen. Sie sollten sich vorstellen, mit eigenen Aufnahmen zu einem dokumentarischen Bildband über Lebens- und Wohnformen beizutragen.

Die Aufgabenstellung lautete: "*Was gefällt Ihnen in Ihrem eigenen Zimmer und in der Wohnung (Haus) am besten? Was gefällt Ihnen am wenigsten? Bitte fotografieren Sie zunächst die drei Motive, die Ihnen in Ihrem Zimmer am besten*

gefallen, dann die drei, die Ihnen am wenigsten gefallen. Dann führen Sie das gleiche bitte für die übrige Wohnung durch. Es ist dabei gleichgültig, welchen Raum Sie wählen. Sie haben also insgesamt 12 Aufnahmen zur Verfügung”.

Die Beschränkung auf 12 Aufnahmen beinhaltete eine starke Selektion. Andererseits wurden im Sinne der Idee der projektiven Verfahren keine zu speziellen Wertstandards vorgegeben, so dass beim Fotografieren ein ziemlich grosser Entscheidungsspielraum blieb. Für die Durchführung der Fotoarbeiten, die ca. 10-20 Minuten in Anspruch nahmen, blieben die Zielpersonen sich selbst überlassen. An das Fotografieren schloss sich eine offene Befragung nach den Gründen für die Wahl der 12 Motive an. Die Antworten sollten möglichst spontan gegeben werden.

Da auch der dokumentarische Zweck wichtig war, hatten wir uns für eine halbautomatische Spiegelreflexkamera mit Weitwinkelobjektiv und Blitzlicht (und gegen eine Sofortbildkamera) entschieden. Die Befragung bezieht sich, im Unterschied zur Collier-Technik (zumindest im ersten Schritt), nicht auf die Bilder, sondern auf die fotografisch ausgewählten Referenten. ‘*Fotobefragung*’ bedeutet bei uns also die Verbindung von *Fotografie durch Zielpersonen mit referentenbezogener Befragung* im Rahmen ein und desselben Forschungskontaktes. Eingeordnet in klassische Typologien projektiver Verfahren handelt es sich in der ersten Phase, in der fotografiert wird, a) um eine Mischform von *konstruktiver Technik* und *Wahl- bzw. Ordnungstechnik*, b) um eine mehr *indirekte* als direkte Methode, weil nur ein Teil der Intentionen des Forschers bekannt ist, und c) um eine mehr *freie* als strukturierte Technik im Hinblick auf den eingeräumten Reaktionsspielraum. Die nachgehende Befragung hat *assoziativen* Charakter.

Selbst in dieser Population mit sehr geringem kulturellen Kapital traten in keinem Fall Schwierigkeiten in Form einer technischen Überforderung auf. Fast alle Bilder entsprachen den gängigen Standards der nicht ästhetisch ambitionierten Gelegenheitsfotografie. Sofern Probleme auftraten, wie in einem Fall, waren sie sozialer Art (Hintergrund: Diebstahlsdelikte, ‘Beweischarakter’ von Bildern). Bei der Befragung kam es weder zu Problemen, sich an die ausgewählten Referenten zu erinnern, noch zu Problemen, sich assoziativ zu äussern. Da sich die Technik auf viele Anreize stützen kann, die das Fotografieren zu einer populären Praxis gemacht haben, war die Motivation im Vergleich zu herkömmlichen Befragungen ungewöhnlich hoch.

Überraschend war, wie viele Informationen die Fotobefragung nicht nur über ästhetische Einstellungen, sondern auch über soziale Phänomene im engeren Sinne (Interaktion, soziale Vergleiche und Emotionen) erbrachte. Eine Inhaltsanalyse der ‘subjektiven Bildlegenden’ ergab, dass rund die Hälfte der Bilder nach ästhetischen Kriterien (hinsichtlich der Referenten) gemacht wurden, dass in rund einem Drittel der Standard von Räumen oder Artefakten im Vordergrund stand, und dass immerhin rund ein Fünftel der Bilder mit einer sozialen Thematik geladen waren.

Für idiographische Analysen, die bewusst die mit Quantifizierung einhergehende Abstraktion vermeiden wollen, stellen die kommentierten fotografischen Bilder eine ausgesprochene Bereicherung des qualitativen Datenmaterials dar. Bei stärker extensiv angelegtem Design und einer sozial inhomogeneren Stichprobe erscheint die Fotobefragung besonders gut geeignet, das, was Bourdieu die "ästhetische Disposition" nennt, a) über den Modus des Fotografierens selbst (z.B. mimetisch vs. inszenierend) und b) über ihre Materialisierungen (z.B. Wanderschmuck) in einer differenzierten Form zu erfassen. Als Weiterentwicklung der Technik liegt eine synchrone oder diachrone Verschränkung mit der Technik der Fotoelizitation nahe. Auch eine Hinausführung der nachgehenden Befragung über die rein assoziative Ebene bietet sich an.

(Ausführliche Fassung mit Bildern erscheint in: Angewandte Sozialforschung, Jg. 15, 1988. Anschrift: Dr. Ulf Wuggenig, Institut für Sozialwissenschaften, Hindenburgstrasse 23a, Hochschule Lüneburg, D-2120 Lüneburg.)

## **V Das Forschungskontaktinterview als Mittel der interkulturellen Kommunikation**

### **"Sowjetische" Juden in Österreich. Exploration einer schwer zugänglichen Population**

Sabine Pohoryles-Drexel / Ronald J. Pohoryles (Wien)

Der gegenständliche Beitrag verdankt sich dem Projekt "Integrationsprobleme sowjetischer Juden in Österreich", das von der IFS gemeinsam mit der AIAS mit Unterstützung des Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank durchgeführt werden konnte.

In Österreich ist heute, gleichermassen aufgrund unterschiedlicher persönlicher Schicksale und der internationalen Entwicklung, eine Minorität vorhanden, die, auf Wien konzentriert, häufig als "russische Juden" bezeichnet wird. Der Begriff ist ebenso falsch wie die Vorstellung über den Personenkreis vage ist. Das hier vorliegende explorative Projekt versucht erstmalig, die Personengruppe systematisch zu beschreiben. Dies setzt zunächst voraus, dass man sich ein überblicksartiges Bild von der Personengruppe vergegenwärtigt.

Die in Österreich lebenden sowjetischen Juden sind durchaus kein Abbild der sowjetischen Realität. Während in der Sowjetunion von den zirka 2-3 Millionen Juden (man findet hier unterschiedliche Angaben: nach offiziellen sowjetischen Angaben lebten 1970 2'151'000 und 1978 1'811'000 Juden in der SU (Die Gemeinde, 7. 5. 1980); das "American Jewish Year Book" nennt für 1978 eine Zahl von 2'666'000 (Profil, 16. 11. 1981)) weit mehr als drei Viertel in den europäischen Teilen, also in Russland, Weissrussland, den baltischen Republiken und der Ukraine anzutreffen sind, ist die Mehrzahl der in Österreich lebenden Sowjetjuden